

FLUCHTPUNKT SUBJEKT. Facetten und Chancen des Subjektgedankens. Herausgegeben von *Gerhard Krieger* und *Hans-Ludwig Ollig*. Paderborn [u.a.]: Schöningh 2001. 284 S., ISBN 3-506-74819-X.

„Wer nun selbst nur hart ist und immer nur Hartes im Sinn hat, / dem noch zur Lebzeit wünschen sie alle, die Sterblichen, künftig / Unheil [...]“, läßt der Dichter Penelope sagen (Od. V, 329–331) und legt ihr mit den düsteren Versen wohl den frühesten Beleg dafür in den Mund, daß das funktionale Wissen (Hartes im Sinn haben) und der Charakter (hart sein) auseinander treten und Raum lassen für etwas, was sich zu einem Subjektbegriff entwickeln wird – so jedenfalls interpretierte es unlängst der klassische Philologe Reinhard Häußler (in: H. Kessler [Hg.]: *Sokrates. Nachfolge und Eigenwege*. Zug 2001, 59 f.). Sicherlich – und das behauptet Häußler auch nicht – liegt der Stelle noch keine entwickelte Subjekttheorie zugrunde, aber an dem künstlichen Merismus, der wie „Himmel und Erde“ ein Ganzes in Zweiteilung beschreibt, scheint exemplarisch auf, daß abendländisches Denken von seiner Wurzel her mit der Frage nach dem Subjekte konfrontiert ist.

Die letzten Dekaden philosophischer Diskussionen haben uns gelehrt, daß wir trotz aller Härte, mit welcher der Subjektgedanke von herrschenden Strömungen, vor allem der analytischen Philosophie, für obsolet erklärt wurde, doch nur Hartes im Sinn hatten, aber der habituellen Härte des abendländischen Stachels „Subjekt“ nicht Herr geworden sind. Wie Dieter Henrich betont hat, sind es gerade die Strömungen, welche eine Ausmerzungen des Ich-Begriffes unternommen hatten, die – durch ihre eigenen Erfahrungen belehrt – zu ihm zurückkehren. Dabei entsteht die von Gegnern wie Befürwortern des Subjektgedankens gleichermaßen zugestandene merkwürdige Situation, einen Gedanken für philosophisch von Belang zu erachten, über dessen Gehalt und Inhalt es keinerlei befriedigende allgemeine Übereinstimmung gibt. Entsprechend resümieren auch die Herausgeber des Sammelbd.s „Fluchtpunkt Subjekt. Facetten und Chancen des Subjektgedankens“, der auf eine Tagung der Arbeitsgemeinschaft deutschsprachiger Philosophiedozenten und -dozentinnen im Studium der katholischen Theologie in Trier (2.–5.1.2000) zurückgeht: Das Desiderat einer integrativen Subjekttheorie sei noch nicht eingelöst (8). Gerhard Krieger und Ludwig Ollig betonen aber zugleich in ihrer sehr instruktiven und für das Verständnis des Sammelbd.s hilfreichen Einleitung, eine solche Theorie mit dem Bd. nicht vorlegen, sondern lediglich den Blick auf einzelne zentrale Resultate und Tendenzen des gegenwärtigen Diskurses richten zu wollen (ebd.); und dies, das sei vorab gesagt, ist ihnen mit dem Bd. gelungen.

Die Herausgeber heben vier Facetten aus dem Feld der Subjekttheoretischen Diskussion heraus: Zum ersten ist die Frage nach dem Subjekt kein ausschließliches Problem der Neuzeit, sondern es müssen zu seinem Verständnis auch antike, patristische und mittelalterliche Ansätze hinzugezogen werden; zum zweiten kommt der wissenschaftstheoretischen und epistemologischen Diskussion im Mittelalter wie in der Gegenwart ein besonderer Stellenwert zu; neben diese eher historisch orientierten Gesichtspunkte treten zwei weitere systematisch ausgerichtete: Der Subjektbegriff in der aktuellen Diskussion verlangt drittens einen Einbezug der Parameter menschlichen Selbstverständnisses und bedarf viertens einer Auseinandersetzung mit der Naturphilosophie (in Rücksicht auf naturwissenschaftliche Resultate im Hinblick auf den Menschen). Die vorgenommene Gliederung ist einleuchtend und zwischen historischen und systematischen Erwägungen sinnvoll ausbalanciert.

In der ersten Sektion skizziert *Klaus Kremer* unter dem Titel „Plotin – Eine frühe Form von Subjektivitätsphilosophie“ die Selbsterkenntnis des Nous bei Plotin; daß diese Subjektivitätsphilosophie eine Vorform bildet, wird schon daran ersichtlich, daß es nicht um menschliche Subjektivität geht, sondern eben um die des Geistes, dessen Bestimmung zwar, wie Kremer ausführt, in seinen Grundzügen mit der des Aristoteles zusammenstimmt, aber doch in zwei Punkten von ihm abweicht: Die Unterordnung des Geistes unter das Eine sowie die Ansiedlung des Ideenkosmos im Nous. Von hier aus eröffnet sich die Perspektive auf den patristischen Denker schlechthin: In seinem Hauptwerk „De Trinitate“ finde sich, so lautet die luzide durchgeführte These von *Johannes Brachtendorf* in seinem Beitrag „Endlichkeit und Subjektivität. Zur Bedeutung der Sub-

jektivität im Denken Augustins“, zum ersten Mal eine durchgeführte Theorie endlicher Subjektivität. Augustin sehe den Mangel plotinisch-neuplatonischer Konzeptionen darin, daß sie zwar zu einem Gottesbegriff, aber nicht zur Trinität zu führen vermöchten. Als Ausweg aus diesem Dilemma unternimmt es Augustin, den menschlichen Geist als Bild Gottes zu deuten, damit, wenn schon ein direkter „Zugriff“ auf die Trinität nicht möglich sei, wenigstens indirekt diese erfaßt werden könne: Zeige sich der menschliche Geist als trinitarisches Gebilde, so könne man, da derselbe Bild Gottes sei, auf seinen Ursprung zuverlässig zurückschließen. Vor diesem Hintergrund analysiert Brachten-dorf die Ternare „mens – notitia – amor“ und „memoria – intellectus – voluntas“. In dem ausgezeichneten Artikel bleibt eine Frage offen: Was wird aus der Spannung, die entsteht, wenn Augustinus die endliche Subjektivität konzipiert unter Berufung auf eine sich der Endlichkeit in bestimmter Weise entziehenden Konzeption eines inneren Gedächtnisses, einer inneren Einsicht etc.? Dieses Konzept ist zwar vielleicht an der Endlichkeit abgelesen, aber seinem Wesen nach Metaphysik. Einer, der dieses Problem gesehen und auf seine Weise gelöst hat, ist, das sei angemerkt, der späte Nicolaus Cusanus. Unter der Fragestellung „Antizipation oder Alternative? Der Subjektgedanke und die Mystik“ wendet sich *Saskia Wendel* der mittelalterlichen Mystikerin Gertrud von Helfta zu. In den theoretischen Eingangsüberlegungen kommt sie zunächst zu dem Ergebnis, daß die „Frontstellung“ zwischen „Mystikern“ (wie Haas) und „Intellekttheoretikern“ (wie Flasch) je einseitig sei; zum einen handle es sich bei Mystik durchaus um eine Form von Erkennen, zum anderen aber sei diese nicht auf einen rein rationalen Gehalt zu reduzieren. Wendel illustriert diese Ansicht unter Diskussion der modernen Parameter von Subjektivität, wobei sie unter Rückgriff auf Henrich ein präreflexives „Mitsich-vertraut-Sein“ veranschlagt; damit ist eine aller Überlegung vorausliegende und diese erst ermöglichende Gewißheit eines „Ich bin“ gemeint. Ansätze zu einem solchen Subjektgedanken findet sie bei Gertrud von Helfta, so daß sie ihre Eingangsfrage mit einem Votum für „Antizipation“ beantwortet.

Die zweite Sektion „Das Subjekt im wissenschaftstheoretisch-epistemologischen Kontext“ eröffnen die Überlegungen von *Mechthild Dreyer* zu „Subiectum scientiae. Mittelalterliche Wissenschaftstheorie und Subjektgedanke“. Die sorgfältig durchgeführte These der Ausführungen ist es, daß die Trennung in einen vorneuzeitlichen Subjektbegriff (als Träger von Eigenschaften) und einen neuzeitlichen (als Träger von Bewußtsein, Intentionalität und daraus folgenden Handlungen) unzutreffend sei, da die Konzeption des neuzeitlichen Subjektbegriffes, etwa bei Kant, gar nicht genuin neuzeitlich sei, sondern bereits ein Ergebnis der mittelalterlichen Konzeption der Wissenschaftstheorie bei Scotus und Occam darstelle. *Gerhard Krieger* widmet sich in seinem Beitrag „Subjekt und Prädikation. Zur Begründung wissenschaftlicher Wahrheit im Blick auf die analytische Philosophie und die Spätscholastik“ der Frage, ob wissenschaftliche Wahrheit zu dem gehört, was durch Wissenschaft erfaßbar ist – ein Streitfall in der analytischen Philosophie, wie Krieger an den Positionen von Carnap und Quine erläutert. Das Problem der selbstreferentiellen Prädikation, das der Frage zugrunde liegt, erlaubt es ihm, dieselbe im weiteren Rahmen von Logik, Semantik und Metaphysik zu erörtern, und zwar am Beispiel der Position Buridans. Dieser geht, systematisch betrachtet, über analytische Positionen insoweit hinaus, als er der Vernunft die Funktion der Identität zuerkennt. Freilich vollzieht sich dies im Subjekt, so daß für Buridan der Mensch, das Subjekt, in seiner Vernunftnatur zum Prinzip wissenschaftlicher Wahrheit wird. Näherhin ist auf diese Weise wissenschaftliche Wahrheit selbstreferentiell begründet, indem das „Faktum der Vernunft“ ihre Bedingung darstellt. *Thomas M. Schmidt* will mit seinem Beitrag „Das epistemische Subjekt. Basale Überzeugungen und intersubjektive Rechtfertigung“ die seiner Ansicht nach ungerechtfertigte strikte Gegenüberstellung der beiden Paradigmen von Subjektivität und Intersubjektivität aufheben, indem er deren Verhältnis epistemologisch zu analysieren sucht. Er unterscheidet dabei zwischen basalen Überzeugungen, die zwar nicht restlos verallgemeinerbar, aber doch epistemisch gerechtfertigt in persönlicher Überzeugung gewonnen sind, und intersubjektiven Überzeugungen. Da beide Ebenen, die der Subjektivität wie der Intersubjektivität, epistemisch fundiert seien, gebe es eine gemeinsame Grundlage, so daß von einer Unversöhnlichkeit keine Rede sein könne. Mit „Subjekt und Geschichte. Über die Mög-

lichkeit von Geschichtsphilosophie“ von *Matthias Lutz-Bachmann* schließt die zweite Sektion und damit der gesamte eher historisch orientierte Teil. Lutz-Bachmann skizziert zunächst zwei postmoderne Versionen von Geschichtsverständnis kurz, nämlich Ankersmits Ersetzung des Begriffs „Geschichte“ durch „Erinnerung“ (als eine Art Privatisierung, Entobjektivierung der Geschichte) und Foucaults „wirkliche Historie“ (die Disintegration statt Zusammenhang und identitätszersetzende Auflösung statt Kontinuität und Tradition fordert sowie auf den Anspruch von Erkennbarkeit verzichtet). Gegen diese Modelle stellt er Kants regulativ konzipierten Begriff von Geschichte, der im Gegensatz zu den anderen beiden Konzepten eine intersubjektive Verständigung und einen ebensolchen Erkenntnisanspruch ermöglicht, wobei der Terminus „Geschichte“ das Thema der historischen Forschung umreißt.

Die dritte Sektion „Subjekt und humanes Selbstverständnis“ eröffnet *Klaus Müllers* Beitrag „Subjektivität und Selbstbewußtsein. Zur Wiederentdeckung einer philosophischen Theorieperspektive“, in dem er die Theorie von Henrich ausführlich darlegt, das Gegenüber von Subjektidentität und Personidentität aus der Aporie der analytischen Methode herleitet und schließlich in Konfrontation des Ansatzes mit Luhmanns Systemtheorie den Übergang zur Gottesfrage in der Philosophie Henrichs aufzeigt. Ebenfalls von Überlegungen Henrichs geht *Hans-Ludwig Ollig* in seiner Studie „Person und Subjekt“ aus – die Überlegungen Müllers in gewisser Weise fortsetzend. Indem ich als „Person“ eine bestimmte Meinung habe („Es scheint“-Sätze), erwerbe ich mir zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedliche Meinungen, durchlaufe also Stadien einer „Meinungsgeschichte“. Die „Person“ läßt sich aber nur vor dem Hintergrund dieser Meinungsgeschichte verstehen; hinter der Person steht also das sie in der Kontinuität begründende Subjekt. Hieraus ergibt sich die grundlegende Spannung zwischen dem Subjekt und seiner Erfahrungsgeschichte und der Person in ihrem Weg in der materiellen Welt. Ollig nimmt darauf als weitere Perspektive Überlegungen Franz von Kutscheras hinzu, der anders als Henrich von der Person ausgeht. Die Zusammenschau beider, des im Ansatzpunkt idealistischen Henrichs wie des von der analytischen Geistphilosophie geprägte von Kutscheras, lassen, so Ollig, eines klar erkennen: „Man muß also weder einem bewußtseinstheoretisch eingeführten Personenverständnis das Wort reden, noch besteht Anlaß, in den Chor derer einzustimmen, die meinen, das Subjektdenken überhaupt verabschieden zu müssen“ (166). Denn die Tatsache der „Verkörperung von Subjektivität“ gehöre zu den „anthropologischen Konstituenten“.

*Jörg Disse*s „Souveränität und Selbstbehauptung. Zur Subjektphilosophie von Emmanuel Lévinas“ entwickelt Lévinas' These, der Mensch behaupte sich dort, wo er sich in völlige Abhängigkeit gebege. Disse illustriert dies vor allem an der Entwicklung des Subjektbegriffes bei Lévinas, für den das menschliche Ich im Sich-Unterordnen und Hingeben an das „Du“, das ihm eine Unendlichkeit offenbare, die es nicht ist, kulminiert. Die Grenze dieses Ansatzes, so deuten Disse interessante Ausführungen an, liegt in der Problematik, die Wirklichkeit auf diese Dimension hin auszulegen oder die Lebenswelt einzubeziehen. Einen weiterführenden Ansatz sieht er bei Franz Rosenzweig; von Martin Buber ließe sich wohl ähnliches sagen, und, um einen dritten zu nennen, gerade in Hinblick auf die von Disse aufgeworfene Frage nach Offenbarung drängt sich auch das Erstlingswerk des jungen Bonhoeffer auf: „Sanctorum Communio“. Im folgenden Beitrag „Subjekt und Gewissen“ von *Jakob Hans Josef Schneiders* geht es im Rückgriff auf Kant, Thomas und Aristoteles um den Nachweis, daß eine Subjekttheorie in praktischer Absicht sinnvoll nur über den Begriff des Gewissens, an dem das Selbstverhältnis ein zentrales Moment sei, möglich wird.

In der vierten und letzten Sektion, „Die naturalistische Herausforderung“, entwirft *Tobias Trappe* in seinen Ausführungen zu „Subjekt – Selbst – Natur. Vorüberlegungen zum Problem des Selbstbewußtseins“ eine Skizze, die seine These illustrieren soll, eine Theorie des Selbstbewußtseins sei erstens nur im Rahmen einer Verständigung über die Gesamtheit des Seins, also als Metaphysik, zu haben, und sie sei zweitens konkret, nicht zuletzt aufgrund der Dominanz der Biologie als Paradedisziplin der Naturwissenschaft mit geradezu metaphysischen Ansprüchen (nämlich denen, universelle Strukturen des Lebens herauszuarbeiten), vom Prinzip des „Lebens“ her zu entwerfen. Vermittels von Emergenztheorievorstellungen bildet Trappe ein Stufenmodell, in dem der Pflanze die

Selbstreproduktion als kategoriales Novum zukommt. Interessanter aber ist, daß Trappe das Tier von seinem Verlust der Unmittelbarkeit des Seins her versteht, die für die Pflanze noch gegeben ist. Dieser Prozeß steigere sich beim Menschen in einer Weise, daß Weltbezug und Selbstbezug so weit auseinandertreten können, daß der Mensch als „Außen-seiter“ aus dem Zusammenhang des Ganzen, in dem er steht, zugleich herauszutreten vermag, wodurch u. a. die Möglichkeit von Subjektivität im eigentlichen Sinne entstünde.

Während Trappe einen unverkürzten Zugang zur Naturphilosophie sucht, bieten die folgenden drei Beiträge, die den Sammelband beschließen, Auseinandersetzungen mit reduktionistischen Positionen. *Winfried Löfflers* „Algorithmus, Evolution und das Selbst. Zu Dennetts Theorie des Bewußtseins“ erweist Dennetts Ansatz als Versuch, mentale Phänomene auf materielle zu reduzieren. *Hans-Dieter Mutschlers* „Gerhard Roths neurophysiologische Aufhebung der Subjektivität“ findet bei dem Gehirnphysiologen Roth einen doppelten Reduktionismus: den des Mentalen auf das Neuronale und den des Neuronalen auf das Physikalische. „Subjektivität und Selbstmodell“ von *Josef Quitterer* schließlich behandelt kritisch Metzingers Versuch, Subjektivität im Sinne eines Selbstmodells, welches ein physikalisches System von sich macht, zu deuten. Gerade diese Aufsätze zeigen, wie die Herausgeber zu Recht betonen, einmal mehr, daß die Theorie der Subjektivität keine rein philosophische ist; denn das Ich, bzw. das Subjekt, dürfte wohl eine unhintergehbare und universale Größe bleiben – um es mit den Worten der Herausgeber Krieger und Ollig zu formulieren: „Gegenüber solchen Verabschiedungen und Toterklärungen des Subjekts ist daran zu erinnern, daß es immer noch das Subjekt oder der Mensch ist, das bzw. der solche Verabschiedungen und Toterklärungen vornimmt“ (16). Vor diesem Hintergrund bietet der Bd., was er verspricht: Fakten und Chancen des Subjektgedankens.

H. SCHWAETZER

MÜLLER, KLAUS, *Gottes Dasein denken*. Eine philosophische Gotteslehre für heute. Regensburg: Pustet 2001. 182 S., ISBN 3-7917-1741-3.

In deutlichem Unterschied zu heutigen Tendenzen der Theologie, sich gegenüber philosophischen Reflexionen gleichgültig bis ablehnend zu verhalten, plädiert Müller (= M.) für eine radikale Einbeziehung der Philosophie in die Theologie bis in deren Grundlegung hinein. „Christliche Theologie hat sich von Anfang an als Erkenntnis – im Grunde sogar als die ‚bessere‘ Philosophie – verstanden und darum für ihre Aussagen einen Wahrheitsanspruch erhoben, den sie den Kriterien ‚erster Philosophie‘, d. h. einem Fragen nach unbedingt Gültigem unterstellte“ (8). Nach einleitenden Ausführungen (Kap. 1) zur heutigen, rein innertheologisch nicht mehr zu bewältigenden „Gotteskrise“ und ihrer Vorgeschichte wendet sich der Autor (Kap. 2) einem biblischen Beispiel philosophischer Argumentation aus dem Buch der Weisheit zu, wo auf eine geradezu modern anmutende Weise Argumente antiker Religionskritik verarbeitet werden. Der Blick richtet sich dann (Kap. 3) auf die lehramtlichen Äußerungen zur philosophischen Gotteserkenntnis. Das (bei aller Einschränkung) entschiedene Festhalten der Kirche an dieser Erkenntnismöglichkeit ist nach M. als eine Verteidigung der Vernunft zu bewerten gegen den Versuch ihrer Depotenzierung durch die im 19. Jhd. aufkommenden Strömungen des Historismus, Naturalismus und Irrationalismus. Dementsprechend hat sich jüngst „Fides et Ratio“ zum Anwalt abendländischer Vernunfttradition gemacht gegen den postmodernen Relativismus. Diskutiert werden danach die klassischen Gottesbeweise (Kap. 4). Bezüglich der fünf Wege des Thomas überwiegt die Kritik (56–58), denn sie seien (a) zu sehr einem vergangenen kosmologischen Weltbild verhaftet, blendeten (b) die Theodizeeproblematik aus und ließen (c) die Subjektperspektive nicht erkennen. Zum ontologischen Gottesbeweis und der zustimmend referierten Kantischen Kritik werden neuere Versuche seiner Reformulierung angeführt. Interessant sind dabei die auf eine Rehabilitierung des Beweises ausgerichteten modallogisch operierenden Konzepte von A. Plantinga (80–83) und C. Hartshorne (erst 128–140 behandelt). Doch bleibt das Ergebnis ambivalent. Denn beide Male zeigt sich folgendes: Zwar ist der Schluß von der möglichen auf die notwendige Existenz des vollkommensten Wesens gültig, doch ist die Möglichkeitsprämisse nicht gesichert bzw. sie bleibt mehrdeutig. Denn es kann auch von der möglichen Nicht-Existenz des vollkommenen Wesens aus-